

Der Weg ins Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Lilius, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 39

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

2. FORTSETZUNG

Dann war sie verschwunden gewesen, und als sie ein Jahr später zurückkehrte, erkannte sie niemanden mehr. Die Erinnerung war wie ausgelöscht aus ihrem armen, kranken Gehirn. Cecilia aber war heute siebzehneinhalb Jahre alt... Warum war sie wohl dahergekommen nach der Irren zu sehen? Was sie verwandt mit dieser? Was suchte sie eigentlich hier oben? Hatte sie selbst keine Verwandten in der Stadt? In welchem Verhältnis stand sie zu Therese? Hatte sie irgendwelche Verpflichtungen dieser gegenüber? Immer wieder kehrte jener Gedanke zurück, der plötzlich in ihm aufgetaucht war... Er musste sich Klarheit verschaffen, Nachforschungen anstellen. Cecilia würde sich jedenfalls verschwiegen zeigen, und Therese war unfähig, Aufschlüsse zu geben. Er aber würde zum Pfarrer gehen und, wenn nötig, in die Stadt fahren, aus der Cecilia angeblich stammte. Etwas steckte dahinter. Nicht umsonst fühlte er sich so stark von Cecilia angezogen. Wenn ich eine Tochter hätte, müsste sie Cecilia gleichen, hatte er wiederholt gedacht. Wie, wenn nun Cecilia wirklich... wenn sie? Nein, er wollte sich erst Gewissheit verschaffen. Dann aber würde er sich das Mädchen zu sich nehmen. Und Theresa? Bah! sie würde sich auch ohne Cecilia zurechtfinden. Sie verstand ja sowieso nichts mehr.

Also sass Riccardo, der «Dorfheilige», in der Nacht in seiner Werkstatt und grubelte darüber nach, wie er einer armen Frau, die er einst schmählich betrogen, noch ihre letzte Stütze rauben könnte... Aber das sollte niemand im Dorf erfahren, und als man am folgenden Morgen Riccardos Leiche vor den Trümmern des Hauses fand — er war der einzige, der das Getöse des Steinschlags erkannt und sich bis vor die Türe gerettet hatte —, da meinten die Leute, die arme Theresa habe nun ihren letzten treuen Freund und Beschützer verloren, und es sei nur ein Glück, dass sie es nicht verstehen könnte. Ihr etwas abseits gelegenes Haus war verschont geblieben, als die Steinblöcke mit furchtbarer Wucht über Lorenzos, Andreas und Romanos Häuser daherstürzten, sie in Trümmer schlugen und wegfeigten, als wären es lauter Kartenhäuschen gewesen.

Ueber Nacht war es gekommen: eine Katastrophe, der drei Häuser und zwölf Menschenleben zum Opfer fielen.

II.

Die zwölf Säрге waren mit einem Camion angekommen, die Leichen hineingebettet worden; alsdann hatten die Männer die traurige Last den steilen Pfad zum Friedhof hinaufgetragen. An dem Begräbnis hatte das ganze Dorf teilgenommen, und auch aus den

Nachbargemeinden waren die Leute hinzugeströmt. Das furchtbare Unglück hatte in der Presse des ganzen Landes ein Echo gefunden, und sogar ein paar Journalisten waren dahergereist gekommen. Während der ergreifenden Grabrede des Pfarrers hatten die Frauen geschluchzt und die Männer sich verstohlen die Augen gewischt. Wohl waren die meisten der Anwesenden nicht eigentlich persönlich durch das Unglück betroffen, aber es hatte sie jedenfalls alle daran erinnert, wie rasch und unerwartet der Tod den Menschen anfallen und all seine Träume und Bestrebungen zunichte machen kann. Heute du — morgen ich. Wer hätte einen Pakt mit dem Leben besessen? Niemand. Es gab keine Kündigungsfrist. Ueber Nacht konnte es geschehen, dass man abgerufen wurde. Der Gedanke daran liess die Leute ernst und still werden.

Endlich war alles vorüber. Der Totengräber hatte eine gewaltige Leistung vollbracht. Allmählich zerstreuten sich die Leute, auch der Geistliche war gegangen. Wie ein Hohn mutete der blaue Himmel mit der strahlenden Herbstsonne an; nach wochenlangem Regen ein unvergleichlich schöner Tag. Die Erde strömte einen feuchtwarmen Geruch aus. Tief unten im Tale jagten sich noch vereinzelte Nebelfetzen, der Nordwind hatte die Luft gesäubert. Hier oben auf der Höhe schien die Oktobersonne noch heiss über die Trümmerhaufen.

Romanos und Lucias Sohn war am Morgen nach dem Unglück heimgekehrt. Bereits im Tale hatte er von dem furchtbaren Geschehen Kenntnis erhalten, ohne jedoch Zahl und Namen der Opfer in Erfahrung bringen zu können. Noch nie im Leben hatte er den steilen Aufstieg zum Dorf in so kurzer Zeit bewältigt. Von grenzenloser Unruhe getrieben, war er den Berg hinaufgejagt, um bei der Ankunft zu erfahren, dass seine schlimmsten Befürchtungen übertroffen waren. Die Frauen blickten ihn scheu von der Seite an, die Männer drückten ihm wortlos die Hand. Felice selbst biss die Zähne zusammen, um nicht laut aufzustöhnen. Zusammen mit den übrigen Männern des Dorfes hatte er stundenlang geschafft, um die Leichen unter den Trümmern zu bergen. Jedesmal, wenn sie auf einen verstümmelten Körper stiessen, packte sie das Grauen. Die Frauen hatten sie fortgeschickt, es war kein Anblick für sie.

Nach der Beerdigung hatte man sich zum Dorfplatz begeben. Dort waren lange Tische und Bänke aus rasch zusammengefügten Brettern auf Pflöcken aufgestellt worden; bald klirrten die Gläser und der Rotweinfloss in Strömen aus den Fässern. Die Osteria war nicht mehr, aber man hatte sich zu helfen gewusst: bei dem schönen Wetter war

es zum Glück ein Leichtes gewesen, die Gäste unterzubringen.

Binnen kurzem würde man ein anderes Lokal eingerichtet haben: es gab bereits drei Spekulanten, die darauf zählten, Lorenzos Nachfolger zu werden. Des einen Tod, des anderen Brot. Allerdings würden sie erst bauen müssen, aber davor schreckten sie nicht zurück. Es würde also gleich Arbeit für Felice geben, falls er nur welche haben wollte. Sie würden ihn fragen, sobald er sich ein wenig gefasst hätte. Eigentlich hatte er sich von Anfang an sehr ruhig gezeigt, wenigstens äusserlich. Nicht einmal angesichts der verstümmelten Leiche seiner Mutter war er in Wehklagen ausgebrochen, doch hatte sein Blick während der Grabrede des Pfarrers etwas seltsam Gläsernes, Leeres gehabt, als wäre etwas in seinem Innern erloschen. Aber nein: waren diese toten Augen etwa nicht auf Francesca gerichtet gewesen? Auf Francesca, die, durch die Zeitungen von dem Unglück unterrichtet, gerade noch rechtzeitig zum Begräbnis gekommen war? Sie hatte sich merkwürdig still und gefasst verhalten. Wohl waren ihr die Tränen über die Wangen geflossen, aber sie weinte nicht laut wie Cecilia, die, persönlich an dem ganzen Unglück unbeteiligt, dennoch schluchzte, als müsse ihr das Herz brechen. Und jedesmal, wenn sie ihre immer wieder frisch fliessenden Tränen trocknete, liess Cecilia den verschleierten Blick zu Felice hinüber gleiten, der ihn jedoch gar nicht zu bemerken schien. Andere aber merkten ihn wohl, gibt es doch keine Gelegenheit im Leben, die zu traurig wäre, als dass die weibliche Neugier etwas darüber versäumte.

An den langen Brettertischen auf der Piazza wurde eifrig diskutiert und ebenso eifrig getrunken; die Gäste aus den Nachbardörfern wollten möglichst viel über das Unglück erfahren, und die Journalisten machten fleissig Notizen. Auch sie sprachen gern und ergiebig dem Weine zu. Ein Glück dieses Wetter, dachten die Leute. So machte ihr Dorf wenigstens einen guten Eindruck.

An die Toten dachten zu dieser Stunde die wenigsten mehr. Man hatte ihnen die gebührende Ehre erwiesen, jetzt forderte das Leben seinen Teil. Es wollte weitergelebt sein und morgen würde es wieder viel Arbeit bringen. Man würde aufräumen, den Schutt abtragen und die Spuren des Unglücks tilgen müssen, um mit neuem Lebensmut weiterzugehen.

Ueber dem Gottesacker ruhte wieder tiefe Stille. Cecilia hatte einen schüchternen Versuch gemacht, sich Felice zu nähern, um ihm ihre Teilnahme auszudrücken; aber auf seinem starren Gesicht hatte eine solche Abweisung gelegen, dass sie wortlos kehrt ge-



macht und sich, das Taschentuch an die Augen gedrückt, heim zu der wartenden Tante Theresa geschlichen hatte. Sie hatte die Tante nicht zu dem Begräbnis mitgenommen, konnte man doch nie wissen, was die Schwachsinnige unerwartet anrichten würde, und jede Störung der Zeremonie musste vermieden werden.

In Cecilians Innerem herrschte Aufruhr. Wenn sie vorhin beim Begräbnis so viele Tränen vergossen hatte, so war dies nicht bloss der Toten wegen geschehen. Der Schmerz hatte ebenso viel, oder mehr noch, ihrem eigenen Herzeleid gegolten. Es war weniger Felices verstörtes Gesicht und gläserner Blick als die Richtung dieses Blickes, die sie so erschreckt hatte. Waren seine Augen etwa nicht unverwandt auf Francesca gerichtet gewesen?

Jetzt war er auf dem Friedhof zurückgeblieben und Francesca ebenfalls. Cecilia ballte die Fäuste und grub die Fingernägel tief in die Handflächen. Instinktiv ahnte sie die Gefahr, die ihr von Francescas Seite drohte. Wohl hatte Felice seit deren Verschwinden aus dem Dorf nie mehr ihren Namen genannt, aber es war allgemein bekannt, dass er zu jenen gehörte, die sich einst eifrigst um ihre Gunst beworben hat-

ten. Dann war Francesca fortgegangen, und alle glaubten, sie würde nie mehr wiederkehren. Wer ihren Grossvater gekannt, der meinte achselzuckend: «Sie wird es von ihm geerbt haben.» Jetzt aber war sie unerwartet wieder aufgetaucht, und ihr blosser Anblick hatte genügt, um Felice wieder in ihren Bann zu ziehen.

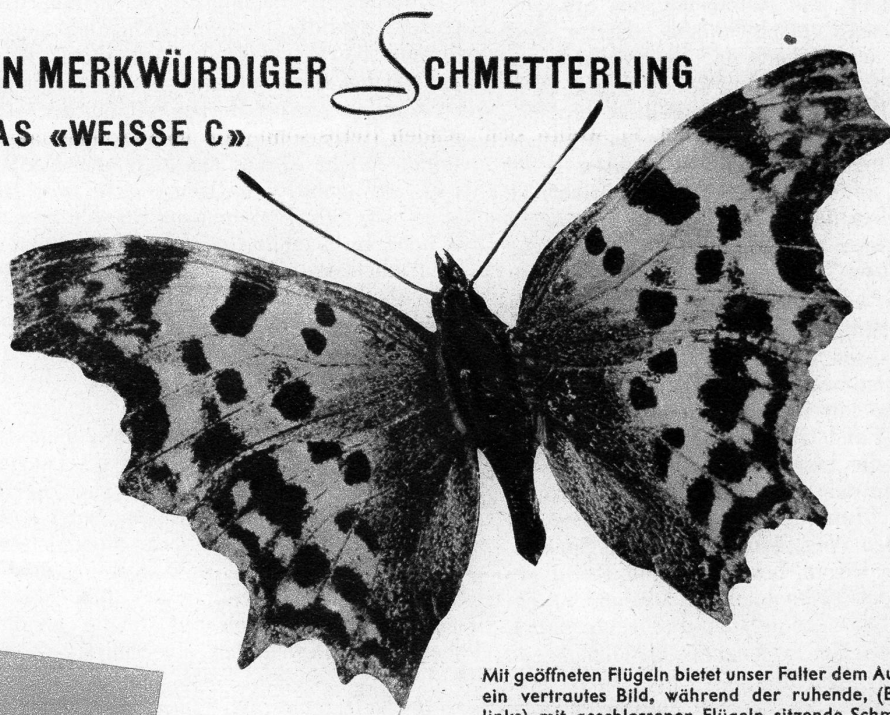
Auf der Hüttenschwelle machte Cecilia einen Augenblick halt. Die beiden Hennen der Tante Theresa kamen gackernd angehten; sie hatten anscheinend Hunger und glaubten wohl, Cecilia habe ihnen Futter gebracht. Cecilia griff nach dem Sack auf dem Fenstersims und streute ihnen eine Handvoll Körner hin, auf die sie sich gierig stürzten. Das Mädchen liess indessen den Blick zu jener Stelle des Hanges hinüberschweifen, wo noch vor wenigen Tagen das alte baufällige Haus Andreas hilflos an das graue Steingebäude der Osteria gelehnt und rechts davon das aus Ziegeln erbaute, weissverputzte Haus Romanos und seiner Familie in seinem Garten gestanden hatte. Sogar einen Balkon hatte es gehabt, nicht etwa eine Loggia oder einen Altan aus Holz, sondern einen richtigen Balkon aus Beton mit einer Brüstung aus Eisen. «Hochmut kommt vor dem Fall», pflegte der Bäcker

mit höhnischem Grinsen zu murmeln jedesmal, wenn er daran vorüberkam. Und in alles Mitleid, das die Dörfler heute mit Felice empfanden, mischte sich doch auch ein Funken Schadenfreude, weil das «fremde Haus», wie sie es zu nennen pflegten, mit der herausfordernden weissen Fassade nicht mehr dastand. Allerdings war es bedauerlich, dass dabei auch Lorenzos und Andreas Häuser verschwunden waren. Romano aber war stets ein Fremder geblieben, und man entsann sich noch des Streites in der Osteria am Vorabend der Katastrophe. Es war ihnen einfach zu gut gegangen, ihm und der Lucia. Eine arme Waise wie sie hätte wahrlich nicht ein so günstiges Schicksal verdient! Romano hatte sie viel zu viel verwöhnt! Ausserdem besass sie nur einen einzigen Sohn, während die anderen Weiber sich mit einem Haufen Kinder abschleppen mussten. Der Neid frass ihnen an der Seele, das wusste Cecilia wohl. Ihr gegenüber nahmen sie kein Blatt vor den Mund. Jetzt würden sie ihr wohl nicht mehr solche Dinge ins Gesicht sagen, dafür aber um so mehr hinter ihrem Rücken tuscheln und zischeln, nachdem sie zweifellos gemerkt hatten, wie es um sie stand. Francesca war wieder aufgetaucht, und Felice hatte nur mehr für sie

Ein eigenartiger Schmetterling ist der C-Falter, den wir hier bildlich etwas näher bringen möchten. In der freien Natur fällt er seiner mehr düstern Färbung wegen weniger auf, als zum Beispiel der elegante Schwalbenschwanz oder gar ein rassig geschnittener Segelfalter, die in einem kostbaren Mantel aus Gelb und Schwarz und Blau und Rot prangen.

Unser «weisses C», wie der hier abgebildete Falter wohl auch genannt wird, zeigt bei geöffneten Flügeln eine warme, rostbraune, mit schwarzen Flecken markant gemischte Zeichnung. Entschieden interessanter sieht er aber mit geschlossenen Flügeln aus. Dann wandelt sich die Färbung in eine düstere Symphonie aus Graubraun, trübem Grün und Moderweiss. Weiss ist auch der Halbkreis, das «C», das dem wunderlichen Falter seinen

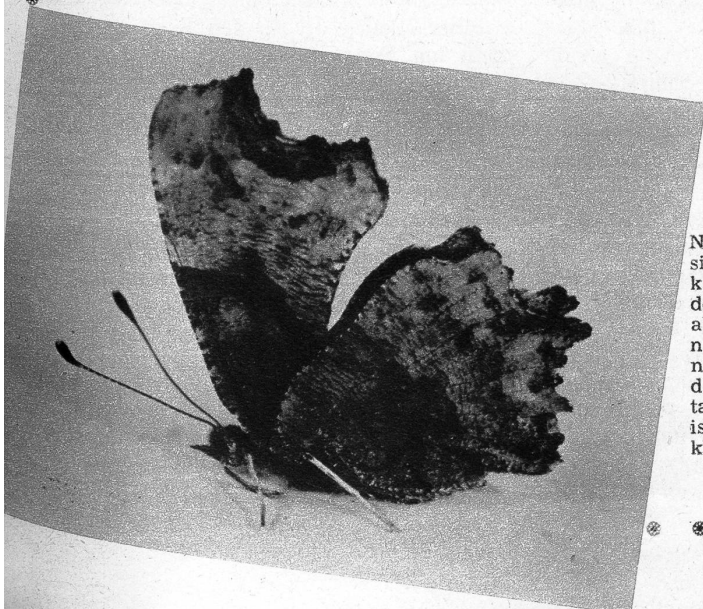
EIN MERKWÜRDIGER SCHMETTERLING DAS «WEISSE C»



Mit geöffneten Flügeln bietet unser Falter dem Auge ein vertrautes Bild, während der ruhende, (Bild links) mit geschlossenen Flügeln sitzende Schmetterling an ein vorjähriges, zerfetztes, welkes Blatt erinnert (Schutzfärbung) (Photo J. Uhler)

Namen gab. Die beiden Vorderbeine sind zu sogenannten Pustpfoten verkümmert. Sonderbar ist ferner auch der bizarre Flügelschnitt; der hier abgebildete Falter zeigt denselben nicht einmal in der ausgesprochenen Form, wie er dem Schreiber dieser Zeilen aus seligen Kindheitstagen noch in bildhafter Erinnerung ist. Mit dem Zitronenfalter, dem kleinen und grossen Fuchs, dem

Trauermantel, und wie die tiefe Naturverbundenheit vergangener Generationen diese Geschenke des lieben Gottes alle nannte, verbringt unser C-Falter die rauhe Jahreszeit als vollendetes Insekt in geschützten, aber der Kälte preisgegebenen Verstecken, um erst mit dem Eintritt des Frühlings zur Hochzeit und Fortpflanzung zu schreiten.



Augen und Ohren gehabt, Cecilia war Luft für ihn. Die Weiber würden triumphieren. Es geschieht ihr ganz recht, würde es heißen. Hat sie sich etwa im Ernst vorgestellt, der Sohn Romanos und Lucia's würde sich um eine dahergelaufene Waise wie sie kümmern, die keinen Rappen besass und obendrein noch für eine Schwachsinnige zu sorgen hatte? Eine Einbildung — zum Totlachen! So würden sie klatschen. Cecilia würde es eben ertragen müssen. Felices wegen wäre sie gern bereit, noch viel mehr zu ertragen, wenn er bloss eines Tages den Weg zu ihr fände... Doch Francesca, die Hexe, würde ihn sicher nicht aus den Klauen lassen, jetzt, wo kein elterlicher Machtspruch sich ihnen mehr hindernd in den Weg stellen konnte, vorausgesetzt, dass sie es auf ihn abgesehen hatte. Und warum auch nicht? Romanos Haus war allerdings verloren gegangen, aber der Rebberg und die Maisfelder waren unversehrt und ein Sparbüchlein war sicher auch vorhanden, man hatte im Dorfe oft genug davon gemunkelt. Jetzt würde es Felice gehören... Er war daher doppelt begehrenswert.

Mit einem Seufzer betrat Cecilia endlich die Kammer, in der Theresa im Halbdunkel auf der Bank sass und, mit dem Kopfe wackelnd, unverständliche Worte vor sich hinmurmelte.

Auf dem Friedhof stand Felice an die Mauer gelehnt und starrte vor sich hin. Die Leute waren verschwunden, nur er und Francesca waren noch da. Sie sah nicht zu ihm hinüber, sondern kniete am Grabe ihrer Eltern und Geschwister. Sein Blick hing an ihrer Gestalt, doch war es, als sähe er sie trotzdem nicht. Jedenfalls weilten seine Gedanken anderswo. Noch einmal erlebte er die Schrecken der letzten Tage. Er vermochte es noch immer nicht recht zu fassen, es war wie ein böser Traum gewesen, aus dem zu erwachen er sich vergeblich mühte.

Wie freudig und erwartungsvoll er heimwärts gefahren und an der kleinen Station ausgestiegen war, um die Wanderung anzutreten, die ihn in langsamer Steigung auf staubiger Landstrasse über endlose Serpentinien in die untere Talsohle und von der letzten über das Flüsschen führenden Brücke in jähem Aufstieg zum Dorfe führte. Er liebte diesen Weg, den er so oft bei Sonnenschein wie Regen, bei Sturm und Kälte wie in sengender Hitze gemacht. Diesmal rauchten die Nebel, dicht und undurchdringlich und hüllten ihn in feuchtkalte Tücher ein. Die Häuser, an denen er vorüberschritt, waren wie hinter schweren Vorhängen versteckt, die Menschen blieben unsichtbar, nur ihre Schritte hallten auf der Strasse. Zuweilen tauchte, jäh und spukhaft, eine Gestalt vor ihm auf, mit der er nur in letzter Sekunde einen Zusammenstoss verhindern konnte. Einmal wäre er beinahe in einen Ochsenkarren hineingerannt, und der Treiber hatte ihm ein paar grobe Schimpfworte nachgerufen. Endlich hatte es doch noch einen Zusammenprall gegeben, aber die Gestalt, die er fast umgerannt hätte, hatte weder geflucht noch geklagt, sondern hell und klingend aufgelacht. Und Felice hatte sie am Arm gepackt und sein Gesicht dem ihren

genähert. Dabei hatte er entdeckt, dass sie jung und hübsch war, und auch sie mochte gesehen haben, dass sie es mit einem netten Burschen zu tun hatte. Der erwartete Kuss war jedoch ausgeblieben, und sie war, ebenso rasch wie sie aufgetaucht, wieder ausser Sicht geraten. Wie eine Nebelfee, dachte er und schritt langsam weiter. Am Ende des letzten Dorfes, eine halbe Stunde vor der Brücke, betrat er eine Osteria, um sich vor dem endgültigen Aufstieg mit einem Tropfen Wein zu stärken. Dort hatte er die Kunde von dem Unglück vernommen. Noch nie hatte er den Aufstieg so rasch bewältigt. Er wusste selbst nicht, wie er oben angekommen war... Und dann: der Anblick der Zerstörungen, das Ausgraben der Leichen...

Am ersten Abend war Cecilia gekommen: «Wenn du im Heu bei uns schlafen willst.» Dankend hatte er die Einladung angenommen. Bis spät in die Nacht hinein hatten sie am Kamin gesessen. Theresa schlief bereits. «Du solltest dich ausruhen», meinte Cecilia, «es war ein harter Tag für dich.» «Für uns alle», meinte er. «Aber die andern haben keine Eigenen dabei verloren. Du bist nun ganz allein.» «Ja», nickte er, «jawohl, ich bin ganz allein. Das heisst», fügte er hinzu, «eigentlich nicht, solange du da bist.» Er hatte die Worte leise vor sich hin gesprochen, aber Cecilia hatte sie dennoch aufgefangen, und über ihr Gesicht war ein Freudenschimmer geglitten. Sie blieb ihm die Antwort schuldig, ihr Lächeln aber sagte mehr als Worte. In jenem Augenblick war es auch ihm wirklich ernst gewesen. Sein Geständnis war von Herzen gekommen. Er hatte überhaupt nicht mehr an Francesca gedacht. Nicht einmal später in der Nacht, als er sich schlaflos im Heu wälzte, war sie ihm in den Sinn gekommen. Er sah immer nur Cecílias bleiches Gesicht mit den feinen Zügen und dem lieben Lächeln vor sich. Sie würde einen Mann glücklich machen, dachte er. Und warum sollte schliesslich nicht er jener Mann sein? Sie besass jedenfalls nicht viele Bewerber. Und er glaubte zu wissen, dass sie ihn gern sah. Zusammen würden sie ein neues Heim aufbauen. Es würde wohl kleiner und bescheidener als sein Elternhaus werden, aber das Glück würde auch darin wohnen. Auf die Grösse der Behausung kam es schliesslich nicht an, sondern auf die Herzen, die darin hausten. So hatte er gedacht und gestern noch hatten seine Blicke wohlgefällig und vielsagend auf Cecilia geruht. Ueber ihrem Gesicht lag ein Schimmer stillen Glückes. So sollte es immer bleiben, dachte er. Das entscheidende Wort hatte er allerdings noch nicht gesprochen, er wollte ihnen beiden Zeit lassen.

Heute war er froh, dass dieses Wort nicht gefallen war. Denn seit diesem Morgen war alles verändert. Francesca war wieder aufgetaucht und mit ihr alle Erinnerungen und Gefühle, die er tot gewähnt hatte. Neben Francesca wirkte Cecilia wie ein blasser Schatten. Ihre Sanftheit, die ihn eben noch angezogen hatte, dünkte ihn plötzlich ein Beweis mangelnden Temperaments, ihre scheue Zurückhaltung wirkte geradezu kindlich. Cecilia war ein Kind... und würde es wohl immer bleiben. Er aber sehnte sich

nach einem richtigen Weib, einem heissblütigen, leidenschaftlichen Weib, wie er es hinter Francescas bestrickendem Aeussern vermutete; denn sein Blick, der sich an ihrer Erscheinung weidete, war unfähig, die äussere Schale zu durchdringen, auf der Suche nach dem Kern ihres Wesens. Hätte er es getan, wäre er vielleicht rechtzeitig erwacht und viele bittere Enttäuschungen wären ihm erspart geblieben. So aber wollte sein Weg erst über Kummer und Leid zum Ziel führen. Davon ahnte er in diesem Augenblick natürlich nichts, sondern spürte nur den herben Schmerz des Verlustes, der ihn unerwartet betroffen hatte; ein Schmerz, in den sich jedoch bereits eine vage Hoffnung mischte, die von Francescas knieender Gestalt auszugehen und ihn zu umfassen schien. Das Mädchen kehrte ihm den Rücken zu, so dass er nur den feinen, braunen Nacken sah und das schwarze, krause Haar, das wie eine Wolke um ihr Haupt stand. Sie hielt den Kopf tief gebückt, und ihre Schultern zuckten, als schluchzte sie in sich hinein. Es war, als liesse sie ihrer Trauer erst jetzt freien Lauf, nachdem die Leute sich zerstreut hatten und nicht mehr Zeuge davon sein konnten. Bald sah er jedoch, wie sie ihr Taschentuch hervorzog und die Augen trocknete. Dann stand sie auf und wandte sich zum Gehen.

Er machte einen Schritt auf sie zu.

«Francesca», sagte er leise. Sie sah auf und begegnete seinem Blick. Es war das erste Wort, das er seit ihrer Ankunft an sie richtete. Sie erwiderte nichts, streckte ihm nur stumm die Hand hin, die er ergriff und fest drückte. Dann behielt er sie in der seinen, und zusammen schritten sie über den Gottesacker, an den Gräbern vorüber, zur Pforte hinaus und die Dorfstrasse entlang. Wie zwei Kinder, die sich bei der Hand halten, weil sie zu straucheln fürchten und unbewusst bei einander Stütze suchen...

Schon von weitem erblickten sie die Tische und Bänke auf der Piazza und drang das Stimmengewirr an ihre Ohren. Fragend sahen sie sich an und machten dann beide in wortlosem Einvernehmen kehrt, gingen zurück, an der Kirche vorbei und den Pfad hinauf, der zum Kastanienhain und weiter hinten zur Schlucht mit dem Wasserfall führte. Dabei kamen sie an Therasas Hütte vorüber. Felice drehte den Kopf zur Seite, denn am Fenster stand Cecilia. Francesca schien das Mädchen überhaupt nicht zu bemerken, sie hielt den Blick starr vor sich hin gerichtet und mühte sich, mit Felice Schritt zu halten. Die beiden gingen immer noch Hand in Hand.

Cecilia blickte ihnen nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwanden. Dann strich sie mit der Hand über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verscheuchen, trat vom Fenster zurück und wandte sich dem Herd zu. Sie schürte das Feuer und setzte die Kartoffeln auf. Ihre Augen waren trocken, aber ein seltsames Feuer glomm darin. Theresa verschlang gierig das vorgesetzte Essen, Cecilia aber vermochte keinen Bissen zu schlucken.

(Fortsetzung folgt)